

# Gießener Lazarett-Zeitung



Herausgegeben durch den Ausschuss für Volksvorlesungen Frankfurt a. Main  
vom Zweigverein Gießen vom Roten Kreuz.

Gießen.

Nr. 22.

1. Oktober 1918.

## Aufruf!

„Es wird das Jahr stark und scharf hergehn. Aber man muß die Ehren feiß halten, und jeder, der Ehre und Liebe fürs Vaterland hat, muß alles daran setzen.“ Dieses Wort Friedrich des Großen müssen wir uns mehr denn je vor Augen halten. Ernst und schwer ist die Zeit, aber weiterkämpfen und wirken müssen wir mit allen Kräften bis zum ehrenvollen Ende. Mit voller Wucht stürmen die Feinde immer aufs neue gegen unsere Front an, doch stets ohne die gewollten Erfolge. Angesichts des unübertrüflichen Heldentums draußen sind aber der Dahingeblichenen Kriegsleiden und Entbehrungen gering. An alles dies müssen wir denken, wenn jetzt das Vaterland zur neunten Kriegsleihe ruft. Es geht ums Ganze, um Heimat und Herd, um Sein oder Nichtsein unseres Vaterlandes. Daher muß jeder **Kriegsleihe zeichnen!**

## Chronik.

Nach Durchführung unseres Rückzuges im Westen bis zur alten Siegfriedstellung ist den Feinden weiterer Erfolg bei ihren Angriffen verweigert geblieben. Vergebens führten Engländer, Franzosen und Amerikaner gegen diese neuen Stellungen an. Besonders heftig war der Angriff der Engländer und Franzosen gegen St. Quentin. Sicherlich stehen unsere Truppen an der Westfront in der nächsten Zeit noch härteste Kämpfe bevor. Wir können aber mit Sicherheit hoffen, daß alle weiteren Bemühungen der Feinde, einen Durchbruch zu erzwingen, an der Standhaftigkeit unserer Truppen und an unseren hervorragenden Stellungen scheitern werden. — Größere Erfolge konnten unsere Feinde bei den Offensiven gegen die Türken in Palästina und die Bulgaren in Mazedonien aufweisen. Doch auch hier besteht die Hoffnung, daß das Besiegen neuer Stellungen weiterem Vordringen halt gebieten wird.

Das wichtigste Ereignis in den letzten Wochen war der Friedensschritt des österreich-ungarischen Ministers des Auswärtigen Grafen Burian, der in einer Note die kriegsführenden Mächte aufforderte, eine Konferenz in einem neutralen Lande zu beschicken, in der eine vertrauliche und unverbindliche Aussprache über die eventuelle Aufnahme von Friedensverhandlungen erfolgen sollte. Wenn dieser Schritt auch ohne Wissen der anderen Verbündeten geschehen war, so hat doch Deutschland, wie auch die Türkei und Bulgarien dem österreichischen Minister ihre vollste Zustimmung zu teil werden lassen und damit wieder aufs neue bewiesen, daß sie alle jederzeit bereit sind, einen ehrenvollen Frieden der Verständigung zu schließen. Durch die bedeutenden Reden von Dr. Solf und Bischoff von Payer war diese Ansicht der deutschen Regierung auch schon vorher kund getan worden. Wie unser Friedensangebot

vom Dezember 1916, so wurde auch dieser neue Versuch Österreich-Ungarns, einen baldigen Frieden herbeizuführen, von der ganzen Entente in beleidigendster Weise zurückgewiesen. Am 14. September hatte Graf Burian seine Note abgefaßt, am 19. September bereits hatte Wilson die ablehnende Antwort übermittelt, und nur wenige Tage später lehnten Balkow und Clemenceau diesen Friedensschritt in einer Weise ab, der nur zu deutlich den Vernichtungswillen der Entente gegenüber Deutschland klarlegte. So bleibt uns also nichts übrig, als diesen Verteidigungskrieg so lange weiterzuführen, bis die Feinde von der Unsichtbarkeit, Deutschland zu besiegen, überzeugt sind. Dazu wird das Resultat der neuen Kriegsleihe sicherlich auch sein Teil beitragen, denn jetzt, wo es um Ehre und Existenz des Vaterlandes geht, wird jeder das Seine tun, um ihr zu einem vollen Erfolg zu verhelfen.

## Zur neunten Kriegsleihe.

Inwieweit wir auf militärischem Gebiet seit der achten Kriegsleihe einem siegreichen Friedensschluß näher gekommen sind, darüber will ich mir selbst kein Urteil anmaßen. Ich verlasse mich in dieser Hinsicht vollkommen auf die ruhige und feste Zuversicht unserer Obersten Heeresleitung, welche uns während mehr als vierjähriger Kriegsdauer noch niemals getäuscht hat. — Und wenn heute Hindenburg erklärt: „Wir werden es schon schaffen.“ — so genügt mir das.

In einer anderen Hinsicht aber hat sich, wie mir scheint, unsere Lage während des verfloffenen Sommers ganz durchschlagend verändert: Während es bei uns vor sechs Monaten noch weite Kreise gab, welche wohl aufrichtig an die Möglichkeit eines annehmbaren Verständigungsfriedens glaubten, haben seitdem unsere Feinde, wohl in der Wut über die Vergeblichkeit all ihrer riesenhaften Anstrengungen und Opfer, ihre wahren Kriegsziele d. h. ihren unbedingten Vernichtungswillen gegenüber Deutschland mit einer Deutlichkeit erklärt, welche nichts mehr zu wünschen übrig läßt. Ja nicht nur die Zerschlagung der politischen und militärischen Großmachtstellung Deutschlands, sondern nicht minder seine völlige wirtschaftliche, ja selbst kulturelle Vernichtung ist heute, mindestens für die führenden Staatsmänner der Entente, das offen erklärte Ziel dieses fürchterlichsten aller Kriege der Weltgeschichte.

Jah Frage: Kann es bei einer solchen offenkundig gewordenen Sachlage in unserem Vaterlande noch irgend einen Deutschen geben, der heute

nicht mindestens ebenso freudig wie vor hundert Jahren in unserem Freiheitskampf bereit wäre, auch sein letztes für die Rettung des Vaterlandes einzusetzen? Ganz abgesehen davon, daß wir es ja gerade unter solchen Verhältnissen gar nicht nur bringen können, sondern auch in einer noch dazu hoch vergünstigten und denkbar sicheren Kriegsleihe, welche dazu bestimmt ist, uns und unseren Kindern erst wieder eine gesicherte Zukunft zu schaffen.

Nein! wer heute, angesichts des nunmehr von unseren Feinden unzweideutig erklärten Willens unserer völligen nationalen, wirtschaftlichen und kulturellen Vernichtung noch nicht oder nicht mehr bereit sein sollte, seinen Vermögens- und Kredit zu zeichnen, als sein Vermögen oder sein Kredit ihm dies nur irgend gestatten, der handelt nicht nur sehr kurzfristig, sondern er macht sich nach meiner Auffassung auch einer schweren Veräußerung gegen sein Vaterland schuldig, dem er in ernstester Stunde den schuldigen Dienst verweigert.

D. Dr. Graf von Schwerin-Löwit.

## Eine Katastrophe.

Aus dem Leben eines alten Eisenbahnbediensteten.

Von Max Maria v. Weber.

(Schluß.)

Es klang fast wie ein Hurraruf und löste uns allen die Gemüter, das mächtige Puffen, Rauseln und Klappern, mit dem die Maschine jetzt wie ein Rennpferd, dem man die Zügel läßt, in ihren gestrecktesten Galopp fiel. Zahllose Funken flogen aus dem Schornstein, und die Radeln prasselten hell auf — ich winkte Gebhard, der sich spähend emporgerichtet hatte. Mit diesem Fahrtempo mußten wir in zehn Minuten auf Station M. sein, wo unser wahrscheinlich Nachfrucht von dem Unfallszuge wartete.

Mitten in der geraden mond hellen Linie vor uns lag ein kleiner Haltepunkt, einem benachbarten Edelstige zuliebe errichtet, wenig benützt, ohne Ausweiche, mit einem niedrigen steinernen Perron zwischen den Gleisen. Gleich dahinter überspannte ein hoher Viadukt aus Quadern ein steiles Bachthal. Der Schatten des kleinen Stationshauses streckte sich schwarz über die Schienen, und ein Reibstreifen

aus dem Bachtale, nicht dichter und nicht breiter als der Fleischleier einer Dame, kreuzte den Schatten, kaum kniehoch auf dem Geseise liegend.

Ich hatte das eben aus der Ferne ohne Arg gesehen, als ich in eine jener momentanen Sonnenlängen fiel, die wir Eisenbahnpraktiker wohl an uns kennen und die oft selbst den auf der polsternen, rüttelnden Maschine Stehenden ganz unwiderstehlich packen, wenn eine andauernde Gefahrschwingung sich in relative Sicherheit löst.

Ich träumte — nur eine Sekunde lang — daß Gebhard seinem im Garten Blumen begießenden Töchterchen rief — fahre auf — höre ihn schreien — sehe ihn, oben auf dem Wagen stehend, wild den Arm im Kreis schleudern — da — blitzschnell durchzuckte mich der zweite Gedanke — da ist das zweite Unglück — ein furchtbarer Stoß schleudert uns nach vorne — Krachen, Knirschen — das ganze Geseise ist von blauen, sprühenden Flammen beleuchtet — im Stürzen noch sehe ich, wie die Maschine sich hoch aufbäumt, daß man ihr fast in den Schornstein blicken kann — dann sich hinten hoch emporhebt, einen Strom glühender Lava aus dem Feuerkasten gießend — sehe, wie die Kohle auf dem Tender mit einer dicken, weißen Wassermasse und großen Quatern gemischt, wie von einer Pulvermine geschleudert, in die Luft fliegt — wie unser Wagen sich neigt und uns ausschüttet wie einen Saal voll junger Kagen, und dabei dachte ich vollkommen klar: „Ja, ja, es ist aus!“ Die fliegenden Quatern waren vom Parapet der Brücke — jetzt geht es in die Tiefe — dann sprühen mir Funken aus den Augen und alles ist vorbei — mir war, ich ertränke; fast rings um mich und ich sank — sank immer tiefer lange — lange — dann aber hörte ich jemanden sagen: „Nein, der Inspektor ist nicht tot, geben Sie ihm noch einen Guß auf den Kopf!“ — und gleich darauf konnte ich die Augen aufschlagen und sah den Feuermann Hellwald mit einer Fackel und den Arbeiter Dehne mit der Zendergießlanne über mich gebeugt, lezierten im Begriffe, mir eine neue kalte Dusche zu geben. Im Nu war ich ganz bei Besinnung und auf den Beinen — tagnaß, mit drohendem Kopfe schüttelte ich mich, probierend, ob alle Glieder ganz. Hier und da brannte und schmerzte es — wer konnte jetzt daran denken! Ich mochte eine Viertel- oder halbe Stunde bewußtlos gelegen haben. Es war pechfinster, das Gewitter war über den Mond heraufgekommene; nur zwei von unseren Fackeln brannten noch. Bei ihrem düstern Licht und den Blitzen sah ich südwärts eine dunkle Masse übereinandergefügter Wagen liegen — nordwärts lag die Maschine auf der Seite und brauste, sterbend, Dampf und Wasser aus.

„Wir sind mit blauem Auge davongekommen, Herr Inspektor,“ sagte Hellwald, „ich glaube, es ist niemand tot oder schwer verletzt. Einige habet freilich wichtige Kratze bekommen. Der Fahrer liegt drin im Stationshause, die Bahnwärterin macht ihm Umschläge — dort sitzen auch ein paar an der Beschung, denen nicht gut zu Mute ist.“

„Habt Ihr eine Idee, wie die Teufelei gekommen ist?“ fragte ich, ihm die Fackel aus der Hand nehmend, um den ersten Blick auf die Unglücksstätte zu tun.

„Freilich, Herr Inspektor — die Bahnarbeiter hatten einen kleinen Bahnmeisterwagen im Geseise stehen lassen, und die Bestie mußte doch gerade in den drei Handbreit Schatten und Nebel auf der Station stehen — da sind wir draufgefahren — ausgegliebt — die Maschine überschlug sich fast, alles ging drüber und drunter — auch haben wir den steinernen Perron mitgenommen. Freilich hundert Schritt weiter hinten auf der Brücke — da sprächen wir nicht mehr miteinander!“

Ich stellte mich auf ein Bruchstück des Perrons und rief laut meine Leute, einen nach dem andern beim Namen, die ich kannte wie das A. B. C. Von allen bekam ich aus Ferne und Nähe aus der Dunkelheit her Antwort, wenn auch von manchem Schmerzverdrissenen. — „Ja, mein Gott! wo ist denn Gebhard? Hilft er jemandem?“ Keine Antwort. — „Aber überall gegenfeitiges Fragen. „Ja, wo ist er denn? Hast du — du — du ihn nicht gesehen?“

Keine Antwort — nur Kopfschütteln. „Kerls,“ rufe ich, hart von Schmerz und Schreck gepackt, „wenn der Beste von uns auch der einzige Verunglückte wäre. Kommt, helft suchen! — Fackeln und Laternen her!“

Die Lichter wimmelten in die Gebüsche, ob er vielleicht dorthin geschleudert sei. Ich umschritt mit Fackeln den Trümmerhaufen. Ein wildes Chaos dreifach übereinander, durcheinander, ineinander geschobener Brads von Fuhrwerken. Doch oben auf allen, fast unverfehrt, sentrecht aufgebäumt ragte ein schwerer, sechsradriger Wagen, zwanzig Fuß vom Boden emporgehoben; darunter ein Berg von Splintern, Bruchkläden, Fegen. Die Gestelle des einen Fuhrwerks steckten unter dem Kasten des andern, ein drittes war, zerspalten, aufreißend, in den Kasten des vierten halb hineingetrogen. Dies lag auf der Seite, jenes lehnte die Räder gen Himmel — schwere Träger — lange Eisen-schienen starren, losgerissen, verbogen, wie Spieße allenthalben aus den wüsten Massen hervor — Achsen, mannsdienstestark, zernickt — Räder, an U-förmig zusammengedrückt Stahlschalen, lagen umhergestreut, bis über den Bahndörper hinausgeschleudert — ein grandios-grauenhaftes Monument gewaltigen Kräfteampfes.

In dem Trümmerchaos tauchte und prasselte es zuweilen noch unheimlich, wenn ein Balken oder Sparren unter der Wucht seiner wildbausgestärkten Last brach; dann und wann stürzte auch ein Stück Wagenrad oder eine aus den Angeln gerissene Tür oder eine Tragsfeder oder ein Achsenlager von der Höhe des Scheiterberges herab — wir wagten uns bis unter die überhängenden Massen, wir steckten die Köpfe tief zwischen klaffende Balken und lose liegende, schwere Eisenmassen. —

Nirgend eine Spur des Braven oder seiner Leiche! Zuweilen rief ich auch, mein eigenes Verginnen verspottend, seinen Namen in die Splitter und Trümmerklüfte hinein. „Halt! — was war das? — Ein Wimmern! Täuschung! Unmöglich!“ — Nein, wahrhaftig, es wimmert — mitten im Trümmerberge. — Heiliger Gott! Gebhard steckt — lebend — unter der entsetzlichen Masse. „Stille! Ruhe! Ruhe!“ — donnerte ich unter die arbeitenden und suchenden Leute hinaus, die schon die Werkzeuge zur unsäglich mühsamen Arbeit des Abtragens dieses Berges von fast unendlich ineinander verknöteten, zerbrochenen Wangenliedern herbeischleppten. — „Gebhard lebt! Er liegt unter dem Wagenhaufen!“ Totenstill wurde es, man hörte die Fackeln knistern und die ersten Tropfen des heranziehenden Gewitters auf Holz und Metall der Trümmer schlagen.

„Gebhard, Sie leben?“ schrie ich, tief zwischen das Gebälk kriechend.

„Ich lebe! Ich glaube, daß ich unverletzt bin, aber ich kann mich nicht rühren,“ antwortete eine leise Stimme.

„Warum nicht?“ schrie ich wieder.

„Weil ich eingeklemmt bin zwischen Boden und Wand des zerdrückten Packwagens, auf dem ich gefesselt habe.“

Wir erklärten zu Eis und sahen uns mit gläsernen Blicken an. Wie sollten wir den Unglücklichen da herausbekommen? Jede Veränderung der Lage der Trümmer, jeder Knack, den wir beim Abräumen derselben taten, konnte ihn ja zermalmen. Da hub die Stimme drinnen matt, aber klar und deutlich wieder an:

„Herr Inspektor, rühren Sie nicht an die zerbrochenen Wagen, solange es dunkel ist. Sie kriegen mich sonst nicht lebendig heraus. Wenn der Balken über mir zwei Zoll herabrückt, bin ich tot.“

Wir brach der Anglistschweiß aus. Da hub sie wieder an:

„Morgen früh, wenn's hell wird und ich noch lebe, versuchen Sie's vorsichtig, mich herauszuholen. Glück's nicht, ist's gewiß nicht Ihre Schuld — bringen Sie dann — meinen Kindern —“

Er schwieg — oder man hörte nichts mehr, denn das Gewitter brach mit Donner und Blitz los. Der Regen strömte unablässig hernieder, der Boden wurde weich, manche Stützung gab nach. Knurrend wälzte sich manches große Wagenrad

um einige Zoll, niemand von uns achtete dessen. Wir stützten, steiften und festigten, schweißtriend, als sei der Trümmerhaufen der Tempel Salomon's. Zuweilen schrie ich hinein. Man hörte nichts — er war wohl tot. Ich sah aus einem zerbrochenen Rade und weinte wie ein Kind. Es dämmerte — aber noch wagten wir uns nicht an die Arbeit. Die Leute alle waren ernst und blaß; jeder fühlte, daß an der geringsten Unvorsichtigkeit, jeder Ungeschicklichkeit vielleicht ein uns allen wertvolles Leben hing. Um halb vier riß das Gewölke im Osten und die aufgehende Sommer Sonne schien bis ins Innerste des Trümmerberges hinein. Ich umschritt ihn mit dem Lokomotivführer, der sich erholt hatte, beratend. Welche der miteinander verknöteten Massen war zuerst hinabzustürzen oder herauszuziehen, daß sie nicht andere mit sich riß und die Lage des Ganzen sich zum Verderben des vielleicht doch noch Lebenden änderte, ihn zerquetschte. Wo sollten wir stützen und festigen, um ihn zu schägen? Wo durften wir wagen, zu bewegen? Wo lag er überhaupt?

Plötzlich klang es vernehmlich wieder mitten aus den Trümmern heraus: „Herr Inspektor, Herr Inspektor!“

„Gebhard, lieber Gebhard! Ja, was wollen Sie!“

Und dann weiter in mühsam abgedrohenen Sätzen: „Die Sonne scheint jetzt herein zu mir; ich sehe deutlich, wie die Trümmer liegen. — Ich bin — dicht an den Träger des Güterwagens 1020 gedrückt. Können Sie — das Gestell, das darüber liegt — stützen und zu dem Blechdach des österreichischen Güterwagens kommen — das mich fast ersticht — ohne daß mich etwas erdrückt — so wäre es wohl möglich, daß ich hinaustrischen könnte.“

„Sind sie denn gesund, Gebhard?“ fragte ich hinein.

„Ich weiß es nicht, meine Beine sind ganz starr, der Druck hat aber Nacht sehr zugenommen.“

„Bautlos, ernst und besonnen gingen wir mit unseren besten Binden und Werkzeugen an die Arbeit. Gottlob! Da ragte ja der Puffer des Wagens 1020 aus den Trümmern. Er wurde solid gepreist, gestützt und festgeklemmt. Jetzt geht es, zu dem darauf ruhenden Gestell zu kommen. Bei jedem Stück Holz, jedem Splitter, den wir entfernten, jedem Bolzen, den wir abschraubten, wurde der ganze Trümmerbau beschäftigt, gepreist, gefestigt. Wir stellten starke Barren und Stangen, sägten mühselig im engsten Raume dicke Balken und Bohlen durch, bohrten festgeklemmte Stücke heraus, hoben mit den sanftest wirkenden Schraubenvindern — der Schweiß rieselte uns von den Gliedern — und dennoch kroachte und knackte es oft in dem Teufelsgerwirre, daß wir meinten, jetzt müßten wir den Todeschrei hören. Der liebe Gott war aber mit uns — gerade als die Sonne gegen zehn Uhr glühend herabzubrennen begann, gelang es mir, die erste Schraubenvinde unter das verfluchte Blechdach des Güterwagens zu bringen.“

„Kaum hatte ich die Kurbel drei- oder viermal gedreht und gesehen, daß es sich knistern hob, klang ein tiefes „Gottlob!“ aus dem Trümmerhaufen heraus und zugleich ein freieres, lautereres: „Halt! Jetzt nicht weiter an dem Dache, Herr Inspektor, stützen Sie erst die Wache links von Ihnen, sie kommt sonst herab.“ — es geschah — „jetzt schneiden Sie die Stütze vor Ihnen durch — spreizen Sie das Gestell oben etwas sicherer — und jetzt heben Sie mit der Schraubenvinde in Gottes Namen wieder an. — Halt! jetzt genug oben! Ich bin mit dem Oberkörper frei — jetzt lassen Sie unten noch etwas anheben — aber um Gottes Willen vorsichtig, sonst ist's im letzten Augenblicke noch aus mit mir!“

Plötzlich rappelte und rührte es sich in den Trümmern und — unter dem Blechdach des verdammten Güterwagens kroch unser Gebhard eilends heraus auf allen vierten, mit entsetzten Blicken hinter sich schauend, bis er aus dem Bereiche des furchtbaren Trümmerberges war — dann ließ er sich flach auf das Gesicht ins nasse Gras fallen und der Körper des starken Mannes schüttelte vor Schluchzen — durch das hindurch man nur die Namen seiner Kinder hörte. Dann aber stand er fest auf, reichte mir und dem Lokomotivführer, dann allen denen, die blaß und froh umherstanden, die Hand, ging ins Haus, trank ein Glas Wein und

ein zweites — kam dann heraus und sagte nur: „Unter den Säbeln und Hüfen der französischen Kavallerie war's besser als da drin,“ und aus voller Brust: „Gottlob!“ —

Als eine Stunde darauf ein Zug mit den Oberbeamten von der Hauptstation anlangte und die Nachricht brachte, daß nur ein leichter Defekt den Zug, dem wir zur Hilfe ausgesahen waren, den wir aber in der eigenen Not fast ganz vergessen hatten, gendigt habe, das Silbelsignal zu geben, fanden die Herren Gebhard als den unerschrockensten der Leute beim Abräumen des Trümmerberges. Wie wir aber die Bestien von Wagentrümmern mit Ketten und Lokomotiven herab und beiseite rissen und vierteilten, wie wir sie mit Binden und Hebebäumen stützten und auseinanderpalteten, um die Bahn so schnell als möglich freizumachen — das war jetzt eine Lust!

Mittags rollten die Jüge zwischen den Trümmerhäusern hindurch und an der toten Lokomotive vorbei über glatte Bahn, und aus allen Fenstern derselben schauten die Passagiere mit entsetzten Gesichtern auf das, was auf der Eisenbahn passieren kann!

Abends aber erzählte ich dann Gebhards Töchterchen, meinem Liebling, wie nahe daran sie gewesen sei, eine Witwe zu werden. Das Kind schüttelte aber den blonden Kopf und sagte lächelnd: „Du siehst ja aber, Onkel Inspektor, daß der liebe Gott es nicht gewollt hat!“

## Der Kampf geht nicht um geographische Namen.

Hermann Stegemann, der bekannte Schweizer Militärkritiker, dessen großangelegte „Geschichte des Weltkrieges“ sich auch in Deutschland eines berechtigten Ansehens erfreut und dem Verfasser viele Leser gewonnen hat, schreibt im „Bund“ vom 25. August: Die Offensive der Verbandsmächte ist in ihre zweite Phase getreten. Aus der Stoßoffensive ist eine Druckoffensive geworden, die sich in schweren Schlachten zäh, blutig, kraftverzehrend nach Nordosten wälzt. Man kann die Kennzeichnung der Hochsehn Angriffe als Druckoffensive vom 18. August datieren, also auf den zweiten Monat seiner strategischen Gegenoperation anwenden, die am 18. Juli zwischen Marne und Aisne begonnen hat und heute die ganze Frontmitte der Westfront erfasst hat. Von Soissons bis Arras greifen die Franzosen, Engländer und Amerikaner in großen Verbänden und mit der ganzen Fülle ihres technischen Rüstzeuges an, während an den Flügeln Teilangriffe stattfinden, die im Tal der Lys besonders heftig sind und dort wohl auch operativer Absichten und Bedeutung nicht entbehren.

Die Schlacht schleppt sich weiter. Die Verbandsmächte legen sie nicht nur auf dem Gebiet, sondern auch im Geist der ersten Sommerschlacht fort, die Deutschen verzichten darauf, sie in einen bestimmten geographischen Rahmen zu spannen, und weichen unter dem Druck des Gegners in elastischer, dem Bewegungskrieg angenäherter Verteidigung auf die Zonenbesetzungen, die sich von Lille über Cambrai und St. Quentin nach Laon erstrecken. Erst dort kann unter Umständen ein neuer operativer Gedanke aufblühen.

In ähnlicher Weise schreibt ein Franzose. Unsere Soldaten rücken nach Royon und Laffigny vor, Namen, die bei uns einen unvergleichlichen Klang haben, schreibt Léon Bailby im Pariser „Intransigeant“. Aber im Grunde genommen sind es doch nur Namen. Ob die Deutschen diese verwüsteten Städte besigen oder nicht, ist nur dann von Bedeutung, wenn sie den Weg einer Straße, einer Eisenbahn oder einer strategisch bedeutsamen Höhe darstellen, sonst sind weder Royon noch Laffigny das Blut eines Franzosen wert. Deshalb darf man das Rundschreiben Ludendorffs nicht ins Lächerliche ziehen, das seinen Armeebefehlshabern empfiehlt, nicht der geographischen Eigenliebe nachzugeben, die die Verteidigung oder Wiedereinnahme eines Gebietes zu teuer bezahlen läßt. Seien wir

aufrechtig — auch wir haben die Wichtigkeit dieses Gedankens ein wenig spät verstanden. Wie viele Monate lang ist unser schönes Heer von 1914 unangewandter Weise von Führern aufgebraucht worden, die noch ganz von ihrem persönlichen Ruhmesheine durchdrungen waren, gegen unnütze Ziele, die nicht mehr wert waren als eine Sandburg, um die sich die Kinder am Strande streiten. Man schlägt sich nicht um den Ruhm, Ludendorff hat Recht. Man schlägt sich, um den Gegner zu besiegen.

## Der Kampf gegen den deutschen Geist.

Der Sonntags-Nummer der „Krieger-Zeitung“ des Rhydhäuser-Bundes (Deutscher Kriegerbund) entnehmen wir die folgenden Ausführungen:

Der Feind hat neben dem Kampf gegen die deutschen Waffen den Kampf gegen den deutschen Geist aufgenommen. Diese Warnung an Herz und Heimat stellte der Generalfeldmarschall v. Hindenburg an die Spitze seiner Kundgebung. Der Glaube des deutschen Volkes an die eigene, in vier Kriegsjahren erwiesene Kraft soll durch die fastematische Propaganda feindlicher Agenten und Flugblätter untergraben werden, und Kleinmut in den eigenen Reihen kommt der Wirkung des feindlichen Giftes entgegen. Warum? Weil wir im Westen, freiwillig dem Gegner ausweichend, erobertes Gebiet preisgaben? Ist das Anlaß zum Zweifel an Kraft und Sieg? Wie ist denn die Lage? Wir bewegen uns auf Feindesboden, und es ist gleichgültig, wo wir auf ihm unsere Schlachten schlagen, wenn wir den Gegner nur von den Fluren der Heimat fernhalten und ihn schwächen, wo und soviel wir können. Das haben wir vier Jahre lang getan und tun es noch. Wir haben Rußland und Rumänien zum Frieden gezwungen, der Balkan ist fest in unserer Hand, in Italien stehen unsere Verbündeten weit drin im feindlichen Lande. Zur See muß England, das sich so gern das meerbeherrschende nennen ließ, Tag um Tag die unverändert erfolgreichen Angriffe unserer U-Boote gegen seine Handelsflotte aushalten. Also wie liegen denn die Dinge? Die Sieger sind wir! Und daß wir's bleiben, dem muß jetzt all unsere Anstrengung gelten. Nicht nur draußen an der Front, sondern auch drinnen in der Heimat, und drinnen wie draußen in der Einstellung unseres Geistes, denn von ihr wird es abhängen, daß wir die Sieger bleiben. Das weiß der Gegner. Darum seine Offensive gegen den deutschen Geist. Aber im deutschen Volke wissen's anscheinend noch nicht alle. Es muß die Gefahr erkennen, in die es gerät, wenn es jetzt Nerven und Willen und seelische Kraft verliert. Niemand darf sich darüber einer Täuschung hingeben, daß die Gegner Deutschlands Vernichtung wollen. Zu den Stimmen aus England und Frankreich, die diese Absicht seit vier Jahren unverhüllt zur Schau tragen, gesellen sich in jüngster Zeit immer mehr auch solche aus Amerika. An die Stelle der humanitätsstriebsenden Phrasen Wilsons ist der brutale Wille der Gewalt getreten. Deutschland kämpft um sein Bestehen als Staat und freies Volk! Und darum muß Volk und Heer in dem einen einig sein: Es gibt für uns niemals ein: Hände hoch! Denn damit, aber auch nur damit, wären wir in der Tat wehrlos und verloren.

Das zum Bewußtsein aller, und dieses Bewußtsein zum eisernen, unerschütterlichen Kampfwillen zu machen, das ist jetzt die Forderung der Stunde.

## Kriegsbeschädigte als Hausierer.

Immer wieder tauchen in der Tagespresse Nachrichten auf, daß da und dort Kriegsbeschädigte als Hausierer ihr Brot verdienen müssen, daß die armen Leute, die sich oft mit dem Sehen hart tun, von Haus zu Haus ziehen müssen, um pennigweise ihr Brot zu suchen. Was ist da Wahres daran? Soll wirklich der Drehorgelinvalid unseligen Angedenkens wieder in neuer Auflage erscheinen? Die Allgemeinheit, wie auch die Kriegsbeschädigten stellen

beunruhigt diese Frage; beide haben ein Recht auf eine eindeutige Klipp und klare Antwort.

Wenn heutzutage ein Kriegsbeschädigter behaupten wolle, er könne sich sein Brot nicht anders verdienen als durch Hausieren, so ist das offenbar eine völlige Verkennung der Sachlage; es ist nicht richtig, daß der Kriegsbeschädigte lediglich seiner Verwundung wegen gezwungen ist, gerade diesen Beruf zu ergreifen. Wir unterscheiden aber dabei wohlgerne zwischen „Hausierer“ und „Hausierer“; dem Stande als solchem soll keineswegs zu nahe getreten werden, die Standesangehörigen wissen aber nur zu gut, wie sehr sie selbst unter der Konkurrenz jener „Berufsgenossen“ zu leiden haben, die irgend ein körperliches Gebrechen recht sichtbar zur Schau tragen (so z. B. wenn einer, der den Fuß oder ein Bein verloren hat, absichtlich mit Krücken geht und ablehnt, ein Ersatzglied zu tragen) und die das Gewerbe lediglich deshalb betreiben, um dadurch mit dem Schein eines geschäftlichen Angebots an mehr Menschen heranzukommen. Der Zweck ist zu durchsichtig, als daß er nicht sofort von jedem anständig denkenden Menschen erkannt und mit ehelicher Entrüstung abgewiesen würde: es handelt sich um jene able Form von Bettellei, gegen die man in den wenigsten Fällen einschreiten kann, weil eben der Betreffende einen Wandergewerbeschein in der Tasche hat, mit dem er sich gegen Belästigung durch die Polizei deckt. Es ist dies eines der trübsten Kapitel auf dem Gebiet des öffentlichen Wohlfahrtswesens, gegen das man wohl stets erfolglos ankämpfen wird, weil die breite Allgemeinheit diese Art der Bettellei zumeist begünstigt und nicht selten das Einschreiten behördlicher Stellen hindert.

Wie steht nun der aufrecht denkende Kriegsbeschädigte zu einem derartigen Beginnen? Er lehnt es rundweg ab — und das mit gutem Recht, denn: fürs erste widerstrebt es jedem rechtlich denkenden Menschen, von seinen Mitmenschen eine Gefälligkeit zu verlangen, ihr Mitleid in Anspruch zu nehmen, ohne eine gleichwertige Gegenleistung zu bieten; fürs zweite sträubt sich das soldatische Ehrgefühl dagegen und fürs dritte hat der Kriegsbeschädigte für den Fall, daß er seinen Beruf wirklich nicht mehr ausüben kann, einen Anspruch auf regelrechte Versorgung und Fürsorge. Den Anspruch auf Mitleid, das man durch ein paar Pfennige ablist, lehnt jeder Kriegsbeschädigte mit Zug und Recht ab!

Mitleid braucht der Kriegsbeschädigte um so weniger, als durch die großzügig organisierte Kriegsbeschädigtenfürsorge doch eine Gewähr dafür geboten ist, daß wohl jeder willige und arbeitsfreudige Kriegsbeschädigte eine Arbeitsmöglichkeit finden kann, die seinen Verhältnissen entspricht und ihm sein Fortkommen sichert. Wenn es heute gelingt, sogar Blinde, die man doch allgemein zu den Vermissten, Hartsehbetroffenen unter den Kriegsbeschädigten zählt, in lohnenden Arbeitsverhältnissen in der Industrie und im Gewerbe unterzubringen, so ist die Angabe, daß es dem Betreffenden trotz vielfacher Bemühungen nicht gelungen ist, eine geregelte Tätigkeit aufzufinden, doch ziemlich ungläubig. Eines steht zweifellos fest: Jetzt, wo alle Kräfte, auch die früher unbrauchbaren, herangezogen werden, um den geregelten Gang des Volkslebens aufrecht erhalten zu können, ist es gänzlich ausgeschlossen, daß man für eine einigermaßen arbeitswillige Kraft kein geeignetes Betätigungsfeld ausfindig machen kann. Man darf ruhig sagen, daß derartige Behauptungen beweisen, daß der Betreffende kein allzugroßer Freund einer geregelten Tätigkeit ist, und daß er es vorzieht, als „Hausierer“ von der Hand in den Mund zu leben.

Der systematische Ausbau der Fürsorge ermöglicht es, auch Schwerbeschädigten eine gesicherte Zukunft zu verschaffen; die Fälle, in denen Impunität in Dauerstellungen untergebracht wurden, zählen nach Tausenden. Freilich ist dabei notwendig, daß der Kriegsbeschädigte sich an die Erfordernisse der Stellen anpaßt, daß er willig die anfallenden Arbeiten übernimmt und sie nach bestem Können durchführt. Eheliche Arbeit findet immer ihr Brot — und wo der Wille zur Arbeit vorhanden ist, braucht einem vor der Not nicht bange zu sein! Es ist das auch ein Punkt, der vielfach übersehen wird. Derartige Berufstätigkeit als Hausierer wird nicht selten als Verlegenheits- oder Gelegenheits-

Lazarett-Beratung.

Die Zentralkasse der Lazarett-Beratung des Roten Kreuzes Frankfurt will dem Interesse der Verwundeten und Kranken im Bezirk der Lazarett-Zeitung dienen. Jedes möge die Fragen, die er auf dem Herzen hat, seien sie wirtschaftlicher Natur, rechtlicher Natur oder wie immer, schriftlich an die Lazarett-Beratung richten. Es soll auf jede Frage brtlich Antwort gegeben und die Möglichkeit gesucht werden, Rat und Beistand zu schaffen. Antworten von allgemeinem Interesse werden ohne Namensnennung in der Lazarett-Zeitung brffentlich. Vertrauliche Behandlung wird zugesichert, daher anonyme Anfragen verboten. Die Zuschriften sind zu richten: An die Lazarett-Beratung, Frankfurt a. M., Kriegsstre, Theaterplatz 14. Beifugung von Adressporto ist nicht erforderlich. Die Zentralkasse der Lazarett-Beratung steht auch täglich von 4-5 Uhr den Verwundeten für persönliche Anfragen zur Verfügung.

Pionier E. M. Frage: Ich geriet im Juli 1915 in russische Gefangenschaft, wobei mir vom russischen Militär Taschengeld und etwas Bargeld abgenommen wurde. Auch erhielt ich von meinen Angehörigen öfters Geldsendungen, die ich bei der Rückwanderung nach Deutschland verbrauchte. Habe ich Anrecht auf Vergütung von Uhr und Geld? - Antwort: Eine Vergütung kann bei besonderen Ausgben bei Rückkehr aus der Gefangenschaft nur durch das Kriegsministerium bewilligt werden, an das Sie sich auf dem Dienstwege wenden müssen.

Musk. J. A. Frage: Ich erhielt von meinem Truppenteil zehn Tage Urlaub, ein telegraphisch erbetener Nachurlaub von zehn Tagen wurde mir ebenfalls bewilligt, doch wurde mir bei der Rückkehr die Mitteilung, da mir für die letzten zehn Tage kein Verpflegungsgeld zustehe. Entspricht das den Bestimmungen? - Antwort: Es ist nicht richtig, da für Nachurlaub im allgemeinen Verpflegungsgeld nicht gewährt wird. Beantragen Sie auf dem Dienstweg höhere Entscheidung.

Gefr. B. Frage: Ist es angängig, da ich während des Lazarettaufenthaltes zum Arbeitsdienst kommandiert werden kann? - Antwort: Wenn Ihr Gesundheitszustand es gestattet, so können Sie während des Lazarettaufenthaltes gleich wie bei der Truppe zum Arbeitsdienst kommandiert werden.

Gren. A. S. Frage: Sind die im Offiziersrang stehenden Angehörigen der deutschen Feldpost Militrbeamten gleichzuachten und müssen sie demnach gegrt werden? - Antwort: Nach den gegenwärtig geltenden Bestimmungen sind diese Angehörigen der deutschen Feldpost Militrbeamte und müssen gegrt werden.

Rssel.

Wirtwar.

Die folgenden Buchstaben:  
n n r f u g a t e w  
t i a b r r o  
g n n b a a r e  
u n n d s o a e h r  
h u u f k r o e n a e  
d d t t a e e r s u n f  
n n a u  
a a r t t i s  
t e d e a n n  m r g

sind jeweils so zu ordnen, da eine deutsche Stadt entsteht. Sind die Städte richtig gefunden, so ergeben ihre Anfangsbuchstaben von oben nach unten gelesen wieder eine deutsche Stadt.

Ergnzungsrssel.

„Treten Sie näher!“ sprach der —  
Und machte einen tiefen —  
Zum Anlauf mt' ich Ihnen —  
Bezahlen können Sie in —  
A. sprach zu seinem Freund: „Nun —  
Der Dichter X. bekommt ein —!“  
„Was ngt mich“, sagt der, „eine —,  
Ich jge vor ein fettes —!“  
Den Fürsten nannte man einst —,  
Der mit den Seimen hin und —

Wenn uns die Stadt nur g' mehr —  
Dann könnte man sich einmal —  
Frei war gefallen auf das —  
Drum bleib der Arzt ihm auf ein —  
Ich mchte gern den Kuchen —  
Indessen srchte ich die —  
Doch will die Mutter Kuchen —  
Dann kauen wir mit vollen —  
Ich wte gern, aus welscheg —  
Schulz will die G. m. b. H. —  
Der Kartenspieler sprach: „—  
Sie gtigit mir, ich hab' —“  
Wenn ich den Kerl nur einmal —  
Der Butter stahl aus meinem —  
Beim Rudern kriegst man häufig —  
Die hindern sehr beim Rde —  
Der unverschämte Gauner —  
Beim Eisenhändler ein Stück —  
„Ach!“ seufzt die Fran, „als ich war —,  
Da war ich aller Sorgen —“  
Wenn ich beim Deklamieren —  
Dann droht der Lehrer mit dem —  
„Pui!“ sprach voll Joyn das junge —  
„Der Rse ist ja voller —!“

Die vorstehenden Sätze sind dadurch zu ergänzen, da statt der Striche gleichlautende Haupt- oder Zeitworte eingesetzt werden. *Kover Lied.*  
Sehr freuen würde es uns, wenn unsere Leser uns weitere Ergnzungsrssel einsenden würden.

Rssel.

Zwei Worte sind! Was sie bedeuten  
Drft niemand au, fing niemals an;  
Nimm dich zum Fu vom ersten Worte,  
Ein Schmerzensruf erndt alsdann.  
Das gleiche beim zweiten Worte,  
Was bleibt, ist heut von groem Wert;  
Wer es besitzt, der wird beneidet,  
Es wird von alt und jung begehrt. *Kover Lied.*

Die Lösungen sind mit genauer Adresse der Einsender bis 15. Oktober einzulenden an die Lazarett-Zeitung, Frankfurt a. M., Theaterplatz 14. Auf dem Briefumschlag soll das Wort „Rsellasung“ stehen. (Innerhalb des Postbezirks Frankfurt a. M. ist die Zulassung als Feldpostbrief nicht zulässig.) Die Lösungen haben nur Gültigkeit, wenn sie vollständig sind.

Auflösungen zu den Rsseln der vorigen Nummer.

Mathemat. Aufgabe: Der Spruch des Richters war gerecht, denn: 8 Brote waren da, für 3 Mann; jeder a also  $\frac{8}{3}$  Brote. Der eine gab 5 =  $\frac{15}{3}$ , a davon  $\frac{1}{3}$  und gab also  $\frac{14}{3}$  dem angekommenen Arbeiter. Der andere der Beduinen nahm 3 =  $\frac{9}{3}$  Brote aus seinem Beutel, a davon  $\frac{1}{3}$  und konnte also dem Gaste nur  $\frac{2}{3}$  Brot geben. Deshalb mte der eine für die  $\frac{14}{3}$  Brote, die er dem Fremden gab, die Belohnung von sieben Goldstück bekommen, da der Fremde acht Goldstück gab.  
Porträt: „Rachforelle.“  
Ergnzungsrssel: „Luch — Lachen — Weinen — Fliegen — Bergen — Baden-Baden — Bank — Stück — Kriege — Hüten — Grauen — Fl.“

Preise zu den Auflösungen der vorletzten Nummer.

1. Rssel: „Die beste Verteidigung ist der Angriff.“  
2. Rssel: „Nabe, Rebe, Robe, Rbe.“  
3. Rssel: „Kaufen, laufen, rufen, laufen, kaufen.“  
Es liefen dieses Mal so viele richtige Lösungen ein, da wir durch Ra nur die folgenden 12 Einsender mit Briefen bedenken konnten: San. Antoff, Hechtig, Hnberg, Gefr. Anecht, Frankfurt; San. Gst, Wappler, Hanau; Schge Eisert, Frankfurt; Gefr. Pfanz, Wappenau; Kanon. Gro, Frankfurt; Musk. Lamprcht, Nordhausen; Serat. Jos. Reichelshelm; Arm.-Sold. Oberholthaus, Fulda; Gini. Gefr. Pller, Frankfurt; Musk. Vertsch, Frankfurt; Wachtmeister Nee, Darmstadt.

Die Lazarett-Zeitung erscheint zweimal monatlich. Den Verwundeten, Kranken und Genesenden im Bezirk des XI., XIV. und XVIII. Armeekorps steht sie im Lazarett unentgeltlich zur Verfügung. Zuschriften sind zu adressieren: Lazarett-Zeitung, Frankfurt a. M., Theaterplatz 14.  
Verantwortliche Schriftleitung ehrenamtlich  
Dr. Carl Gebhardt in Frankfurt a. M.

beruf aufgeft — ein Matel, der nicht selten mit dem des Faulenzers verbunden wird — und den haben unsere Kriegsbeschädigten, die Leben und Gesundheit aufs Spiel gesetzt haben, wirklich nicht verdient!

Wie schon gesagt: der aufrechte Kriegsbeschädigte versucht es vorerst im erlernten Beruf; gelingt es ihm nicht, hier ausreichendes Brot zu finden, dann im Benehmen mit den Fürsorgestellen und Berufs-gutachtern an einen neuen Beruf heran! Aber nur kein Mitleid. Wenn ich schon etwas beanspruche, dann mein gutes Recht, aber keine Gnade! Ein Recht habe ich nach vollbrachter Arbeit auf den ausgemachten Lohn, ein Recht habe ich auf ausreichende Versorgung, wenn meine Arbeitsunfähigkeit einwandfrei nachgewiesen ist, ein Recht habe ich auf die Hilfe aller Einrichtungen, die sich die Hilfeleistung und Fürsorge für die Kriegsbeschädigten zum Ziel gesetzt haben. Ich brauche mich deshalb nicht an die Allgemeinheit zu wenden in der Form der unmittelbaren oder mittelbaren Inanspruchnahme des Mitleids der andern, sondern ich will nach bestem Können eine geregelte Tätigkeit ausüben und mitarbeiten auf dem Platz, den ich ausfllen kann. Das ist der Stolz und die Ehre des Kriegsbeschädigten. Dieses Recht auf die Selbstachtung wird dem Kriegsbeschädigten kein Mensch versagen, sondern wird sich innig dessen freuen und tun, was in seinen Kräften steht, um diesen Geist zu wecken und zu pflegen. Und darum: keinen Hausiereruf für unsere Kriegsbeschädigten! Wie der Soldat bei der Fahne ausgehalten hat, so der Kriegsbeschädigte im erlernten Beruf! Nur keinen Verlegenheitsberuf!

Die Kriegsbeschädigtenfürsorge.

Aus dem Arbeitsgebiet des Reichsausschusses.

Die Vielgestaltigkeit der Aufgaben, die mit der wachsenden Zahl der Kriegsbeschädigten an die Fürsorge herantrter, machte schon früh eine organische Zusammenfassung aller an ihnen mitarbeitenden Stellen notwendig. In dem Reichsausschu für Kriegsbeschädigtenfürsorge zu Berlin schufen sich die einzelnen Hauptfrsorgeorganisationen die erforderliche Spitze.

Als wesentlichstes Ergebnis der nun bald dreijährigen Arbeit derselben bezw. seiner Geschäftsstelle ist wohl zu buchen, da er in allen wesentlichen Fragen ein gleichmiges Arbeiten der verschiedenen zusammengesetzten Frsorgeorganisationen herbeiführen konnte. Dieser Erfolg findet in der Tatsache eine wesentliche Ergänzung, da die Vertreter der Einzelorganisationen in dem Reichsausschu durch den Austausch der hier und da gemachten Erfahrungen in die Lage versetzt wurden, vorbildliche Einrichtungen in einzelnen Bezirken überall im Reiche nachzubilden. So konnte die Arbeitsmethode der Fürsorge in einer Weise ausgebildet werden, da sie in den Reichstagsverhandlungen am 22. Juni die Anerkennung aller Redner zum Haushalt des Pensionsfonds fand.

Zur Vorberatung der auf dem Gebiete der Fürsorge auftauchenden Fragen hat der Reichsausschu zehn Sonderausschüsse gebildet, in denen neben den Vertretern der Hauptfrsorgeorganisationen auch militärische und bürgerliche Behörden, Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbände, Vertreter der Reichstagsparteien, der Metzgerei und grerer Wohlfahrtsverbände mitarbeiten. Die Regierung ist bei den Verhandlungen des Reichsarbeitsausschusses und der Sonderausschüsse durch Beauftragte der zuständigen Ministerien und Reichsmter vertreten.

Zu den brennenden Fragen der Rentenreform, der Ausgestaltung des Kapitalabfindungsgesetzes und der Neuordnung des Spruchverfahrens in Rentensachen hat der Reichsausschu richtunggebende Vorschge an die Reichs- und Staatsbehörden gerichtet, die auch Gegenstand der Debatte in den oben zitierten Reichstagsverhandlungen bildeten. Als Erfolg der Arbeit auf diesem Gebiete ist wohl auch die von der Regierung in diesen Verhandlungen angekündigte Gewährung von Teuerungszuschlgen zu den Renten anzuführen, die bis zur endgültigen Durchführung der Rentenreform die grsten Hrten der heutigen Rentenversorgung ausgleichen dürfen.

Es gilt der Spruch leider als ein weltgeschichtlicher Spruch: „Der Wolf zerreiht den, der sich zum Schafe macht.“ Alle Völker müssen früher oder später für das Bösen, was sie verüben oder verüben haben, zur rechten Zeit zu tun.

Ernst Morik Arndt.

## Kameraden!

Mit seiner vollen Kraft setzt sich der Mann für seines Volkes Sache ein, mit Gut und Blut, mit allem was er ist und hat.

Oder ist es Mannes Art, etwas Halbes zu tun? Nein!

In der Pflichterfüllung gibt es keine Grade. Entweder — oder! Wer nicht alles hergibt, hat alles verweigert! Was wir tun, wollen wir mit herzhafter Entschlossenheit ganz tun.

Glaubt nicht, Eure Pflicht erschöpfe sich im bloßen Soldatsein.

Sagt nicht, als Soldaten tötet Ihr genug und die „anderen“ sollten Kriegsanleihe zeichnen. Grade so, als ob Ihr im Kampfe sagen wolltet: Nur mit den Füßen, nicht mehr mit Kopf und Hand wollen wir der gemeinsamen Sache dienen.

Mit frechen Herausforderungen begegnen die Feinde unserer Friedensbereitschaft. In dieser höchsten Not gibt das deutsche Volk alles her, was in ihm steckt.

Erst wenn das gemeinsame Ziel erreicht und die Grundlagen zum Weiterleben fürs deutsche Volk gesichert sind, darf jeder wieder seinen eigenen Weg gehen und seine eigenen Ziele verfolgen.

Solange wir unsere volle Kraft einsetzen, wird der Feind unseren Siegeswillen nicht brechen. Lasset uns dafür sorgen, daß uns nicht beschämender Mangel an Weisheit, Einsicht und Pflichtgefühl die wunderbare Kraft unseres kämpfenden Armes lähme!

Wir wollen nichts Halbes tun. Denn das ist nicht Mannes Art.

Auch der Soldat zeichnet Kriegsanleihe.

Gest. Walter Hammer.

## Schlagworte.

Der Ausdruck ist noch nicht alt; ich vermute, man redet erst in neuerer Zeit so recht in „Schlagwörtern“. Die alte Zeit kannte das Wort noch nicht. Aber heute hat man so unheimlich vielerlei zu tun. Da kann man sich nicht lange Mühe geben, die Dinge zu erforschen und auf den Grund zu gehen. Man macht's sich bequemer. Die Menschen werden fortirt, wie ein Warenlager; die Meinungen und Anschauungen werden hübsch in Päckchen verpackt und mit einem bestimmten Schlagwort versehen. Dann braucht man gar nicht mehr zu prüfen. Wenn man z. B. nur das Wort „Alldeutscher“ oder „Sozialdemokrat“ hört, ist man „fertig“ damit. Was der Mann sagt, wie er es begründet, ist ganz einerlei. Man weiß ja, wohin er gehört, und hat dazu noch den Vorteil, daß man sich in seinem Urteil sehr gebildet vorkommt, weil man — ja, weil man alle die politischen Schlagworte befeuert, wie der Sieger seine Buchstaben im Kasten. Mit Schlagworten will man seinen Gegner schlagen, erschlagen. Mausestot erscheint jeder, der mit einem Schlagwort gekennzeichnet wird. Herrlich, ganz herrlich! Ich bin der törichtesten Meinung, daß wir Deutsche schon längst gesiegt hätten, wenn wir uns nicht so viel mit Schlagwörtern töteten würden. Alles Ernstes glaube ich, daß unsere Feinde absichtlich so viele „moralische“ und „rechtsphilosophische“ Worte in ihren diplomatischen Reden verwenden, weil sie unsere deutsche Schwäche kennen, sich über solche Worte, wie „Selbstbestimmungsrecht“ oder „Völkerrecht“ oder „Moral“ möglichst viel zu tanken. In jedem Zank der deutschen „Schulmeister“ untereinander hat er dann seine höllische Freude.

Früher hielt ich den Herrn Wilson für einen „Philosophen“, den der Zufall irrtümlicherweise an die Spitze eines Staates gebracht habe, den er nun mit seinen „moralischen Ideen“ zu regieren versuche. Heute denke ich anders. Wilson ist ein feiner geriebener, diplomatischer Geschäftsmann, der alle diese fittlichen Nebenarten mit großer Geschicklichkeit verwertet, um uns Deutsche in einen Haber unter uns gegenseitig zu verstricken. Er nimmt sie nicht ernst; aber er weiß, daß wir sie ernst nehmen und jubelt, daß wir unsere Kraft mit Erörterungen vergeuden, statt sie zu sammeln und zu sparen für den Endsieg. Das amerikanische Geschäft ist für ihn die Hauptsache, woraus ich ihm gar keinen Vorwurf mache. Wohl aber wünschte ich, daß uns Deutschen unser deutsches Vaterland und seine Zukunft auch das Allereinstigste wäre, das wir berücksichtigten. Deutschland bleibt unser Heiligtum.

Erinnern wir uns einer sehr ernsten Rede, die Kitchener einst gehalten hat. Wir haben den Mann 1914 so ausgelacht, wie manche heute noch über Lloyd George lächeln. Jenes Lachen ist uns teuer zu stehen gekommen. Kitchener wußte, was er wollte, und wollte, was er wollte. Im Dezember 1914 war es, daß er zum Vertreter der Chicagoer Zeitung „Tribune“ sagte: „Wir werden trotzdem den Krieg gewinnen. Wenn wir ihn nur auf lange Sicht unbegrenzt führen, so wird das deutsche Volk, weil es von Natur den Frieden liebt, seine Regierung zwingen, den Frieden zu suchen und schließlich um jeden Preis.“ So der englische General. Die deutsche Friedensliebe lennt er. Er schätzt sie nicht. Er stellt sie nur wie ein Kaufmann in sein eigenes Konto herein und bucht sie dort unter „englischen Gewinn“. Uns Deutschen springt das Herz höher bei dem Wort „Frieden“. Wir lachen wie die Träumenden und sehen Knospen im Frühling. Halt, du lieber Durscher! Der Kitchener wußte das, Lloyd George und das ganze englische Volk wissen das. Uns ist er eine Idee, ein Ziel. Sie spekulieren darauf, wie der Konkurrent auf den Bankrott seines Gegners. Dem Engländer ist Friede so egal, wie Krieg, wenn er nur gewinnt. Darum lautet heute des Engländers Rechnung so: „Die Deutschen sind in den Frieden vernarrt. Sie halten es doch nicht aus. Sie haben zu viel Gemüt und echte Sinnlichkeit. Also brauchen wir uns nicht zu ängstigen. Sie kommen uns doch und sind zuletzt auch mit dem Frieden um jeden Preis zuzubeden.“ So narret uns England, weil es immer nur rechnet, aber nicht fühlt. Wir wären Narren, wenn wir ihm jetzt, wo ihm die Waffer an den Hals gehen, helfen würden. Wehe dem, der in Deutschland sagt: „Ein Narr, wer noch an den deutschen Sieg glaubt.“ Kitchener lacht noch heute im Meeresgrab, daß er die Deutschen so einfangen konnte und solch erbärmliche Lösung in Deutschland möglich wurde. Nur vor einem hat der Kitchener Angst — der Hindenburg will wirklich siegen und er kann siegen, wenn sein Volk geschlossen hinter ihm steht. Gott schenke uns den Sieg und segne ihn uns! Wer England besiegt, bringt der Welt den Frieden.

G. Traub.

## Das Interesse der Arbeiter am Siege.

Alle Schichten des deutschen Volkes, und ganz besonders die arbeitenden Klassen, sind am Siege unserer Waffen in höchstem Grade interessiert. Das geben unseren Arbeitern ihre Kollegen im feindlichen Ausland hinreichend deutlich zu verstehen. Man braucht gar nicht die Reden der englischen und französischen Staatsmänner zu lesen, um zu begreifen, daß nur unser Sieg ein für den Arbeiter erträgliches Los bedingen kann; wohin unsere Arbeiterhaft gebracht werden soll, das erfahren wir ebensoviele aus den Worten und Taten der Arbeiter jener Länder.

Ohne Sieg gehen uns die Kolonien unwiederbringlich verloren; ohne Sieg haben wir nicht die Möglichkeit, die für unsere Industrie erforderlichen Rohstoffe aus überseeischen Ländern herinzubringen;

ohne Sieg können wir nicht die Kohlen- und Erzlager westlich vom Rhein, durch deren Besitz wir von Ausland bis zu gewissem Grade unabhängig sein können, halten und im Dienste unserer Industrie ausbeuten; ohne Sieg sind wir nicht fähig, dem Weltmarkt unsere Erzeugnisse, die Frucht unserer Arbeit, zuzuführen und damit als gleichberechtigte Konkurrenten anderer Völker unsere Existenz zu behaupten.

Was uns bevorsteht, wenn wir nicht siegen, offenbart sich deutlich in dem Willen unserer Gegner, und bei ihnen in hervorragender Weise gerade der Arbeiterschaft, den Krieg bis zum Siege fortzuführen. Sie wollen uns auf die Knie zwingen, um uns in der Gemeinschaft der Völker zu entrechten; hat doch erst kürzlich ein Mitglied des englischen Oberhauses ausgesprochen: „Wenn wir einen Weltgerichtshof haben werden, so ist es theoretisch selbstverständlich, daß der Bund alle Staaten einschließen muß; aber der Gedanke, daß Deutschland in einen solchen Bund aufgenommen wird, ist schwer zu denken“. Und neben dieser Entrechtung steht für uns die Verflaumung, die Verelendung in ihrer ausgeprägtesten Form. Wohin soll der deutsche Arbeiter gelangen, wenn Rohstoffe fehlen, wenn Absatzgebiete verschlossen sind, wenn auf Ein- und Ausfuhr von den meerbherrschenden Gegnern Zölle gelegt werden, die eine lohnende Arbeit ausschließen? Wenn Rohstoffe fehlen, müssen ganze Zweige unserer Industrie stillgelegt werden, und viele Tausende von Arbeitern haben kein Brot. Durch Abwanderung in andere Industrien würde das Arbeiterangebot dort so gesteigert, daß die Löhne außerordentlich gedrückt werden müßten. Rohstoffmangel ist für unsere Arbeiterschaft ein unerträgliches Unglück.

Sind aber Rohstoffe da und uns fehlen die Absatzgebiete, dann tritt daselbe ein; die Industrien können nicht weiterarbeiten, da ihre Erzeugnisse keine Käufer finden. Und beides, Rohstoffmangel und Fehlen von Absatzgebieten, tritt ein, wenn es den Feinden möglich ist, durch hohe Zölle unseren Handel lahmzulegen. Diese Möglichkeit aber können wir ihnen nur nehmen, wenn wir sie so besiegen, daß wir sie zu den für uns erforderlichen Handelsbeziehungen zwingen. Machen wir vorher Frieden, so begehen wir gerade an der Arbeiterschaft ein Verbrechen.

Aber es ist uns ja gar nicht möglich, vor dem Siege Frieden zu schließen, da unsere Feinde nicht bereit sind, den Krieg zu beendigen, bevor sie ihrerseits uns besiegt haben. Sie sind sich dessen bewußt, daß den Arbeitern nur desjenigen Landes ein erträgliches Los bevorsteht, das aus diesem Ringen unbestritten als der Ueberlegene hervorgeht. Vor kurzem kam aus französischem Munde das Bekenntnis, Frankreich sei durch seine Verbündeten gezwungen, den Krieg bis zum siegreichen Ende durchzuführen, es stehe vor der Wahl: Sieg oder Hunger. Und so eigentümlich es auch klingen mag, wir befinden uns mit Frankreich in der ganz gleichen Lage; auch für uns heißt es: Sieg oder Hunger! Es ist eben kein „Krieg, von dem die Kronen wissen“. Es ist ein Ringen um die Existenz der beteiligten Völker des Kontinents; England hätte die Möglichkeit, den Krieg vorzeitig abzubrechen, England und mit ihm Amerika. Wenn diese beiden Länder zum Friedensschluß bereit wären, ohne den Sieg erzwingen zu haben, so würden die ihnen erwachsenden Nachteile nicht in dem Maße unerträglich sein wie bei uns, die wir von dem Gespenst des Wirtschaftskrieges nach dem Kriege besonders bedroht werden. Wir können erst dann das Schwert aus der Hand legen, wenn wir den Gegnern die Möglichkeit zum Wirtschaftskriege entzogen haben.

Was der Vorsitzende der englischen Arbeiterpartei Purdy am 26. Juni als für die englischen Arbeiter maßgebend hinstellte, das trifft mit weit größerer Berechtigung auf die deutsche Arbeiterschaft zu und sollte von dieser ganz besonders beherzigt werden: „Alle Hoffnung auf die Schaffung besserer sozialer und beruflicher Lebensbedingungen nach dem Kriege haben den Sieg zur Voraussetzung“.

**Landesausschuss für Kriegsbeschädigten-Fürsorge im Reg.-Bezirk Wiesbaden**

Geschäftsstelle: Frankfurt a. M., Bleichstr. 18, pt.

Sprechstunde 8-3 Uhr.

Telefon Amt Hansa 7396, 7397 und 7398.

Bewerber für unten ausgeschriebene Stellen wenden sich an die Geschäftsstelle des Landesausschusses für Kriegsbeschädigten-Fürsorge. Ebendasselbst wird auch unentgeltlich Auskunft in allen Rentenfragen erteilt.

**Es wird gebeten, bei etwaigen Rückfragen die Tagebuchnummer mit anzugeben.**

Gesucht werden für

74/9. Herrschaftshaus ein Antiker, speziell für den Privat-Lazarettwagen.

75/9. Versicherungsbüro ein Büroarbeiter gegen Tagelohnvergütung, eventuell auch Monatslohn.

76/9. Herrenschnitzerei in Frankfurt a. M. ein Ausläufer, welcher gleichzeitig die Hausheizung mit übernehmen kann.

77/9. Kriegsindustriellen Betrieb, Stadt im Taunus, ein Werkstattschreiber.

78/9. Haarbearbeitungsinstitut eine Anzahl Kriegsbeschädigte zu eventuellem Anlernen sämtlicher vorkommender Haararbeiten.

79/9. Kriegsindustriellen Betrieb eine Anzahl Kriegsbeschädigte zum eventuellen Anlernen als Dreher.

80/9. Gemeinnütziges Unternehmen ein tüchtiger Buchhalter.

81/9. Metallgrosshandlung ein Aufseher für Geleisearbeiten auswärts.

82/9. Silberschmiede eine Anzahl Silberschmiede oder geeignete Hilfsarbeiter.

83/9. Kinotheater ein Portier.

84/9. Chemische Fabrik, Stadt am Rhein (Hessen), ein geübter Registrator.

85/9. Damenhutgrosshandlung ein Packer.

86/9. Büro einer Versicherungsgesellschaft ein Registrator.

87/9. Desgleichen ein Büroarbeiter.

88/9. Kriegsindustriellen Betrieb, Ort im Taunus, ein Kontrollleur.

89/9. Buchdruckerel ein Buchdruckmaschinenmeister.

90/9. Landes-Heil- und Pflegeanstalt im Rheingau ein Bürohilfsarbeiter.

91/9. Cielbau- und Bodenkultur-Gesellschaft im Bezirk Cassel Elektrotechniker, Monteure und Schlosser für elektrische Kraftanlagen.

92/9. Krippe (Kinderheim) ein Heizer, welcher nebenberuflich die Heizung bedient.

93/9. Schuhhaus ein Schuhmacher für Ledern und Werkstoff.

94/9. Warenhaus ein Nachtwächter für innere Lokaltäten.

95/9. Schablonenfabrik zwei bis drei Schablonenschneider, sühende Beschäftigung. Geeignet für ehemalige Weißbinder oder Mäler.

96/9. Bekanntes Kaffeehaus ein Telephonist. Guter Verdienst bei freier Station.

97/9. Geschäftshaus ein Mann für einige Tage zum Holzzerkleinern.

98/9. Verwaltung ein verheirateter Hausmeister bei freier 4 Zimmerwohnung usw.

99/9. Erstklassiges Hotel in Frankfurt a. M. ein Heizer.

100/9. Privathaus am Rhein ein zuverlässiger Pferdepfleger und Antiker, der auch gleichzeitig landwirtschaftliche und Gartenarbeiten versteht.

101/9. Pulverfabrik am Main für die Lebensmittelabteilung ein zuverlässiger Nachtlod.

102/9. Desgleichen eine Verwaltungsführer für die Güterverwaltung mit Ueberleitung der schriftlichen Arbeiten.

103/9. Kleine chem.-techn. Fabrik in benachbarter Stadt Frankfurts ein gewandter erster Packer zur Aufsicht.

104/9. Verlagsanstalt einige Akquisiteure und Inkassobeamte, speziell Propaganda für die neuente Kriegsleihe.

105/9. Waffenschneiderei, Ort im Taunus, ein Schneidergeselle, welcher möglichst schon auf Militärdiensten eingearbeitet ist. Ross und Kogis im Hause.

106/9. Handelsfirma ein Kaufmann für alle Büroarbeiten.

107/9. Desgleichen ein Packer.

**Verwundeten-Unterricht.**

**I. Unterricht in der Gewerbeschule (Kirchstraße 16).**

Bauzeichnen, Fachzeichnen, Freihandzeichnen, Deutsch, Mittwoch und Donnerstag von 2-4 Uhr. Buchführung, Buchfellehre, Rechnen, Montag von 2-5 Uhr. Projektionszeichnen, Mittwoch von 2-5 Uhr.	Dienstag, Mittwoch, Donnerstag u. Samstag von 9-12 Uhr. Montag und Mittwoch von 2-5 Uhr.
--	---

Der Unterricht wird erteilt von den Herren Appel, Bert, Klein, Trigel, Sagenmüller, Prof. Dr. Krausmüller und 2 Architekten.

Meldungen werden bei der Schulleitung der Gewerbeschule, abends von 5-6 Uhr, entgegen genommen. Der Unterricht ist unentgeltlich.

**Praktische Arbeiten in den Lehrwerkstätten.**

Schreinerei, Schlosserei, Schuhmacherei Schmiede, täglich 8-12 und 2-6 Uhr.  
Korbflechten, täglich von 9-12 und 2-6 Uhr.  
Maschinenschreiben, täglich von 8-12 und 2-6 Uhr.

**II. Unterricht in Lazaretten und im Soldatenheim.**

Stenographie (Gabelberger System). Dienstag und Freitag von 8-9 Uhr abends, im Schulhause, Neustadt 61, Polizei-Aspirant Karnbach.

Versicherungs- und Fürsorgewesen. Dienstag und Freitag 2 1/2 - 3 1/2 Uhr Beratung der Kriegsteilnehmer über alle Fragen der Kranken-, Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung, Kriegsvorforgung usw. Im Soldatenheim. Büroamter Kirchner.

Schneiz-, Flecht- und Papparbeiten. Vormittags und nachmittags; in den Räumen des Roten Kreuzes und in den Lazaretten.

**Verwundete und erkrankte Kriegsteilnehmer** vertreten oft ihre Ansprüche, besonders aus der Kranken- und Invaliden-Versicherung, weil sie über die in Frage kommenden Bestimmungen nicht genügend informiert sind. Es kann deshalb allen Kriegsteilnehmern oder sonstigen Heeresangehörigen, die auf dem Gebiete der Kranken- und Invalidenversicherung, Familienunterstützung, Kriegswohnhilfe usw. über irgendeine Frage im Unklaren sind, nur empfohlen werden, sich von der seit zwei Jahren bestehenden Verwundeten-Beratungsstelle (Sprechstunden Dienstag und Freitag von 2 1/2 - 3 1/2 Uhr im Soldatenheim) beraten zu lassen, woselbst auch alle erforderlichen Schriftstücke unentgeltlich angefertigt werden. Soweit die Ratsuchenden nicht ausgehen können, wollen sich dieselben schriftlich an den Leiter der Beratungsstelle, Bureaubeamten G. Kirchner, Siehen, Schiffsbergerweg 16, wenden, der auf Wunsch bereit ist, die Ratsuchenden in den Lazaretten zu besuchen.

**Kreis- und Ortsausschuss, Siehen, für die Kriegsbeschädigten-Fürsorge.**

Geschäftsstelle: Gewerbehaus, Kirchstr. 16 (Fernsprecher 535). Geöffnet täglich, außer Sonntag und Samstag nachmittag, von 8-12 und 2-5 Uhr.

Werkstätte. Gewerbehaus, Erdgesch. Geöffnet Montag bis Freitag von 8-12 und 2-6 Uhr.

Unterrichtsräume: Gewerbehaus, 1. und 2. Obergesch. Geöffnet täglich, außer Samstag und Sonntag von 8-12 Uhr.

Berufsberatung: Gewerbehaus, Erdgesch. Sprechstunde Mittwoch von 5-6 Uhr.

Stellenvermittlung: Gewerbehaus, Erdgesch. Täglich von 8-12 und 2-6 Uhr.

**Stenographiekursus.**

Am Dienstag, den 1. Oktober, abends 8 Uhr, beginnt ein neuer Kursus in Gabelberger Stenographie. Der Unterricht findet Dienstags und Freitags, abends 8 Uhr, im Schulgebäude, Neustadt 61, statt. Vorherige Anmeldung unnötig.

**Ausstellung von Arbeiten Kriegsbeschädigter, Gewerbehaus, Kirchstr. 16** geöffnet: Werktag von 8-12 und 3-6 Uhr Zutritt unentgeltlich. Kinder sind nicht zugelassen  
**Kreis- und Ortsausschuss Siehen für die Kriegsbeschädigten-Fürsorge.**  
Der Vorsitzende: Keller, Oberbürgermeister.

**Das Siehener Soldatenheim.**

Im früheren Kaffeehaus Ebel, Burggraben 9, Eingang von der Marktstraße aus, nahe am Markt. Zeitungen, Zeitschriften, Kriegskarten, Bücher und Gesellschaftsspiele stehen zur Verfügung, ebenso ein gutes Klavier sowie Schreibische mit Briefpapier. Einfache Erfrischungen werden zum Selbstkostenpreise gereicht. Für den Aufenthalt im Freien bietet der hübsche Hausgarten Gelegenheit. Auch eine Regalbahn ist für die Besucher neu hergerichtet. Bis auf weiteres sollen an jedem Donnerstag nachmittags von 3-5 Uhr Konzerte der Kapelle des Ersatz-Bataillons des Infanterie-Regiments 116 stattfinden. Die Räume sind täglich von 10 Uhr vormittags bis 9 Uhr abends geöffnet.

**Siehener Sehenswürdigkeiten.**

1. Sammlungen des Oberhessischen Geschichtsvereins und der Wilhelm Hauffschen Stiftung. Im alten Schloß, Brandplaz. Sonntag von 11-1 Uhr.
2. Völkermuseum, neben der alten Kafene. Zugänglich Sonntag von 11-1 Uhr.
3. Siehener Kunstsammlung, im neuen Schloß über dem Völkermuseum, Sonntag 11-1 Uhr.
4. Botanischer Garten der Universität am Brandplaz. An Werktagen freier Eintritt von 8-12 und 2-5 Uhr, Sonntags von 9-12 Uhr.
5. Lesehalle des Siehener Lesehallen-Vereins im Torhaus, Sellertsweg 93. Täglich geöffnet von 10 Uhr vormittags bis 10 Uhr abends.

Schulleitung der Siehener Zeitung:  
Geh. Hofrat Dr. H. Haupt, Siehen, Replestraße 1, und  
Professor Dr. Karl Helm, Siehen, Stefanstraße 7.